

Zähringerstraße 15, Heidelberg-Weststadt

Prof. Dr. Maximilian Neu, geb. 5.7.1877 in Freinsheim/Pfalz, Suizid am 22.10.1940

Louise „Zilla“ Neu, geb. Baruch, geb. 9.2.1885 in Mainz, Suizid am 22.10.1940

MAXIMILIAN NEU wurde am 5. April 1877 als Sohn des Kaufmanns Lazarus Neu und seiner Frau Wilhelmine, geb. Reinhardt, in Freinsheim, Bayerische Pfalz, geboren. Lebenslauf und Ausbildung waren die des zielstrebigem deutschen Akademikers. Nach dem Abitur schrieb er sich 1897 in Heidelberg für Medizin ein, hörte aber auch über Richard Wagner, Schiller und Dürer. In der Königlich Bayerischen Armee diente er als „Einjährig-Freiwilliger“ und wurde später Oberarzt der Reserve. Mit seiner Promotionsarbeit über Blutdruckmessung gewann er 1902 den Preis der Fakultät. Im selben Jahr wurde er als Arzt approbiert. 1904 begann er als Volontärassistent unter Geheimrat von Rosthorn seine Laufbahn als Gynäkologe und Geburtshelfer in Heidelberg und wurde 1908 1. Oberarzt.

In der Habilitationsschrift von 1908 „Untersuchungen über die Bedeutung des Suprarenins für die Geburtshülfe“ zeigte Neu, dass die nach langwieriger Entbindung gefürchteten, häufig tödlichen Nachblutungen aus der Gebärmutter durch diese erst seit 10 Jahren bekannte Substanz gemildert werden konnten.

Einen wesentlichen Beitrag hat Maximilian Neu 1910 für die Entwicklung der Allgemeinnarkose geleistet, nämlich die exakte Dosierung von Lachgas und Sauerstoff über Messröhren, die gerade für die Flussmessung bei Leuchtgas patentiert worden waren. Mit seiner Konstruktion, dem Urahn moderner Narkosegeräte, ließ sich zusammen mit der Injektion von Scopolamin und Morphin eine ausreichende Narkosetiefe für alle gynäkologischen Operationen erreichen, während die Patientinnen zuverlässig vor Sauerstoffmangel geschützt waren.

Am 25. September 1912 heirateten der Privatdozent Dr. Maximilian Neu und Louise Neu in Heidelberg. Die Ehe blieb kinderlos.

LOUISE „ZILLA“ NEU, GEB. BARUCH, war das zweite Kind des Weinhändlers Benjamin Baruch aus Neuwied (22.9.1836–18.8.1909) und seiner Frau Friederike, geb. Reinhardt, aus Dürkheim (12.4.1854–?). Sie wurde am 9. Februar 1885 in Mainz geboren. Die Eltern hatten am 16. Mai 1882 in Mannheim geheiratet und lebten in Mainz, Boppstraße 4. Die erste Tochter Adelheid Stephanie (21.5.1883–20.5.1964) heiratete am 28. Oktober 1909 in Mainz den Mannheimer Kaufmann Paul Philipp Benfey (?–16.2.1950). Adelheid und Paul Benfey wurden am 22. Oktober 1940 von Mannheim aus nach Gurs deportiert, konnten aber Ende 1941 dem Lager Gurs entkommen und überlebten den Krieg in Beaulieu-sur-Dordogne.

1914 wurde Neu außerordentlicher Professor, verließ 1919 die Universität, hielt aber bis 1933 gut besuchte Lehrveranstaltungen. Nach einer Praxis in der

Brückenstraße 51 eröffnete er in dem Villenanwesen Zähringerstraße 15 noch 1919 eine „Privatklinik für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten“. 1929 hatte sie 16 Betten; drei Assistenten und drei Rotkreuz-Schwwestern, eine OP-Schwester und eine Hebamme waren angestellt. Im Garten hielt man Störche als Ausweis des Betriebszwecks. Das Haus genoss einen sehr guten Ruf, Neu war wegen des fürsorglichen Umgangs, so der Sorge um rasche Wiederherstellung der äußeren Erscheinung der Wöchnerinnen, sehr geschätzt. Maximilian Neu und seine Frau Louise (genannt Zilla) lebten seit 1927 in der Zähringerstraße 19 und ab 1934 im Klinikgebäude.



Eheleute Maximilian und Zilla Neu (Foto: Privat)

Mit Beginn der NS-Herrschaft wurde Maximilian Neu als jüdischer Hochschullehrer aus der Universität gedrängt. Zwar schrieb er sich 1897 als „jüdisch“ in Heidelberg ein, war jedoch ab 1908 „freireligiös“, ließ sich 1918 taufen und konnte sich kaum als jüdisch gefühlt haben. Aber am 20. April 1933 wurde Neu „nun als außerordentlicher Professor der Universität bis auf Weiteres beurlaubt“. Zwar konnte er noch eine Ausnahmeregelung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ beanspruchen, verlor aber im Oktober 1933 die Lehrbefugnis endgültig. Mit dem Entzug der Kassenzulassung jüdischer Ärzte 1933 und der Ächtung „arischer“ Patienten, die an ihren jüdischen Ärzten festhielten, verschwand Neus Klinik 1936 aus dem Branchenverzeichnis. Bis zum Berufsverbot für „Nichtarische Ärzte“ 1938 fand sich unter dieser Rubrik seine Privatpraxis.

Maximilian Neu war mit dem Kaufmann Heinrich Diffené befreundet, der in der Kleinschmidtstraße wohnte. Als dieser 1916 fiel, wurde Neu Vormund des Soh-

nes Karl-Heinz. Die enge Beziehung sollte sich auch während des Nationalsozialismus bewähren. So bot Frau Diffené, nun auch enge Nachbarin, im Herbst 1940 ihre Wohnung, allerdings vergeblich, zum Übernachten an, damit das Ehepaar bei Gefahr nicht zuhause angetroffen würde. Der Verhaftung Neu nach der Pogromnacht 1938 hatten sich Nachbarn lautstark widersetzt. So glaubte das Ehepaar Neu wohl, von der existentiellen Bedrohung nicht wirklich betroffen zu sein. Falls doch, sei er vorbereitet, soll Neu gesagt haben. Jeder Willkür gewärtig, sahen viele den Suizid als „letzte Bastion der Selbstbestimmung“. Schon im Testament vom August 1938 hatten Maximilian und Zilla Neu einen Teil ihres Vermögens Pfarrer Maas für wohltätige Zwecke vermacht.

Den Abend des 21. Oktober 1940 verbrachten Maximilian und Zilla Neu in ihrer Wohnung mit Pfarrer Maas. Der Polizeibeamte, der sie am Morgen des 22. Ok-



Eheleute Maximilian und Zilla Neu (Foto: Privat)

tober abholen sollte, kannte sie und entschuldigte sich für die Maßnahme. Das Paar bat ihn, sich zum Zähneputzen zurückziehen zu dürfen. Dann nahmen sie auf ihrem Bett Zyankali. Maximilian „Israel“ und Zilla „Sara“ Neu wurden am 25. Oktober 1940 im „Nichtarierfeld“ des Bergfriedhofs im Winkel zwischen Steigerweg und Bahnlinie von Hermann Maas beige-
setzt. 1949 wurden Maximilian und Zilla Neu zu denen gebracht, denen sie sich zugehörig geglaubt hatten: Prälat Maas ließ die beiden auf den allgemeinen Teil des Bergfriedhofs umbetten. Das von ihm erworbene Nutzungsrecht für das Grab V 427 ist 1981 erloschen.

Zähringerstraße 15, Heidelberg-Weststadt

Jeanette „Nanny“ Schneider, geb. 1868 in Heidelberg, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, gest. 1968 in USA

Adele Bock, geb. 1874 in Heidelberg, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, 1946 in die USA

JEANETTE „NANNY“ SCHNEIDER, GEB. BOCK, wurde am 13. November 1868 in Heidelberg geboren. Sie war die Schwester von Adele Bock, geb. am 22. März 1874, Paula Bock, geb. 1875, und der Brüder Isidor, geb. 1871, und Moritz, geb. 1872. Sie lebte seit 1921 in Heidelberg, wohin sie nach dem Tod ihres Ehemannes, des Chemikers Dr. Richard Schneider (1.10.1862–25.9.1920), aus Uerdingen zurückgekehrt war. Zunächst wohnte sie in der Goethestraße 16 zusammen mit ihren beiden Schwestern, ab 1929 in der Kronprinzenstraße 18 (der heutigen Dantestraße). Seit 1939 wohnten die beiden Schwestern Jeanette und Adele in der Zähringerstraße 15.

Am 22. Oktober 1940 wurde Jeanette Schneider mit ihrer Schwester Adele nach Gurs deportiert und am 25. November 1941 in einem Lager bei Marseille interniert. Nach einer Odyssee über Noé am 15. November 1942 und Masseube am 31. August 1944 gelang ihr zu unbekanntem Zeitpunkt nach der Befreiung Frankreichs die Auswanderung in die USA. Dort starb sie im Januar 1968 in Newark/New Jersey in ihrem hundertsten Lebensjahr.

ADELE BOCK, geb. am 22. März 1874 in Heidelberg, lebte von 1913 bis 1939 in der Goethestraße 16. Dort hatten auch ihre Mutter Betty, geb. Guttenstein (1848–1916), ihr Bruder Isidor (1871–1917) und bis 1937 auch ihre Schwester Paula gewohnt. Diese war aber schon 1899 in die USA ausgewandert und wohl nur vorübergehend wieder in Heidelberg. Adele wohnte bei der Volkszählung 1939 mit ihrer Schwester Jeanette Schneider zur Miete in der Zähringerstraße 15.

Am 22. Oktober 1940 wurde sie mit ihrer Schwester nach Gurs deportiert und blieb dort bis zur Befreiung des Lagers am 31. August 1944. Nach Lageraufenthalt in Nexon, Masseube und Marseille fand sie einen Wohnsitz in Lacaune (Tarn) und wanderte 1946 in die USA aus. Über ihr weiteres Leben dort ist nur bekannt, dass sie 1961 in Brooklyn lebte.



Zähringerstraße 25, Heidelberg-Weststadt

Gustav Bopp, geb. 10.6.1879 in Mühlhausen/Elsass, 1937 verhaftet, im Gefängnis Mannheim, im KZ Kislau, 1941 im KZ Dachau gest.

Unter dem NS-Regime verweigerten Jehovas Zeugen den Hitler-Gruß, den Fahneneid, den Kriegsdienst, politische Wahlen und den Beitritt zu Organisationen des Hitler-Regimes. Für ihren Glauben nahmen Jehovas Zeugen schwere Leiden, viele sogar die Todesstrafe, auf sich. Im Jahre 1933 gab es etwa 30.000 Zeugen Jehovas in Deutschland und Österreich. Diese, sowie noch weitere Zeugen Jehovas aus anderen besetzten Ländern in Europa, waren grausamer Verfolgung ausgesetzt.

Etwa 12.700 Zeugen Jehovas inhaftierte man in Gefängnissen und Konzentrationslagern. Hier starben durch Misshandlung, medizinische Experimente, Hunger, Kälte, Krankheiten, sowie einige auch durch Hinrichtung, über 2.000 Zeugen Jehovas aus ganz Europa. Außerdem wurden mehr als 360 Zeugen Jehovas hingerichtet, dies größtenteils wegen Kriegsdienstverweigerung. Jehovas Zeugen leisteten gewaltlosen, geistigen Widerstand aus christlicher Überzeugung.

Einer von ihnen war *GUSTAV KARL THEODOR BOPP* aus Heidelberg. Er wurde am 10. Juni 1879 in Mühlhausen/Elsass geboren. Er war verheiratet mit Maria Bopp und wohnhaft in Heidelberg-Weststadt, Zähringerstraße 25. Ab 1914 war er als Ingenieur am Aufbau der bekannten Werke Oppau und Leuna beteiligt. Im Jahre 1919 symbolisierte er dann seine Hingabe an Jehova Gott durch die Wassertaufe. Er hatte ein Ältestenamt inne und war von 1930 bis 1933 Dienstleiter der Zeugen Jehovas in Heidelberg.

Wenige Monate nach Hitlers Machtergreifung wurde die Glaubensgemeinschaft der Zeugen Jehovas verboten. Die an den Juden einsetzenden Diskriminierungen und Schikanen ließen Gustav Bopp nicht unberührt, weshalb er sich dem Ausschluss jüdischer Studenten aus dem Corps Bavaria, einer Studentenverbindung, der er seit seinem Studium an der Technischen Hochschule Karlsruhe angehörte, widersetzte. Was seine eigene Glaubensüberzeugung betraf, so blieb er dieser auch nach dem Verbot treu, weshalb er am 17. Februar 1937 verhaftet wurde. Er wurde vor das Sondergericht Mannheim gestellt, welches ihn zu fünf Monaten Gefängnis verurteilte. Nach der Haftverbüßung nahm ihn die Gestapo in Schutzhaft, zunächst ins KZ Kislau und dann ins KZ Dachau.

In den Konzentrationslagern wurden Jehovas Zeugen mit einem „Lila Winkel“ stigmatisiert. Im KZ Dachau begegnete Gustav Bopp weiteren Zeugen Jehovas aus seiner Heimat: Karl Rinklin und Heinrich Wesch sen. aus Heidelberg sowie Hans Gärtner aus Zwingenberg und Philipp Bold, Fritz Lehr und Ludwig Walther aus Speyer.

Im Konzentrationslager Dachau starb Gustav Bopp 62-jährig am 12. Juli 1941. Auch die Zeugen Jehovas Hans Gärtner, Fritz Lehr und Ludwig Walther kamen im KZ Dachau ums Leben.

Über die unter dem NS-Regime verfolgten Zeugen Jehovas heißt es in der Hanoverschen Allgemeinen Zeitung vom 20. April 1998 wie folgt:

„Die genannten Personen können nur stellvertretend für all jene genannt werden, die verfolgt, eingesperrt und gepeinigt wurden, weil sie standhaft an ihrer religiösen Überzeugung festhielten und sich an ihr nationalsozialistisches Umfeld nicht anpassten. Sie sind keine fernen, unerreichbaren Helden, sondern einfache gottgläubige Menschen, die ihrem Gewissen folgten und die Zivilcourage zeigten und damit durchaus Vorbilder des Glaubens sind!“

Diese Christen schöpften Kraft aus ihrem Glauben und kannten die Worte aus 2. Korinther 4:7-9, wo es heißt:

„Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die Kraft, die über das Normale hinausgeht, Gottes sei und nicht die aus uns selbst. Wir werden auf jede Weise bedrängt, doch nicht bewegungsunfähig eingeengt; wir sind ratlos, doch nicht gänzlich ohne Ausweg; wir werden verfolgt, doch nicht im Stich gelassen; wir werden niedergeworfen, doch nicht vernichtet!“



Rohrbacher Straße 18, Heidelberg-Weststadt

Karoline Kaufmann, geb. Hess, geb. 27.10.1868 in Birstein/Hessen, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, überlebt, gest. 20.9.1950

Albert Kaufmann, geb. 4.6.1907 in Heidelberg, 1938 in Dachau inhaftiert, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, 17.8.1942 über Drancy nach Auschwitz, am 4.12.1940 ermordet in Auschwitz

Ludwig Kaufmann, geb. 24.3.1911 in Heidelberg, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, 17.8.1942 über Drancy nach Auschwitz, 1945 für tot erklärt

Gerda Kaufmann, geb. Fleischhacker, geb. 9.11.1913 in Hockenheim, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, im Aug. 1942 über Drancy nach Auschwitz, 1945 für tot erklärt

Alfred Flor, geb. 19.10.1920 in Heidelberg, 1938 in Dachau inhaftiert, 1939 Flucht nach Palästina, gest. am 15.7.2013

Im Haus Rohrbacher Straße 18 lebte Karoline Kaufmann mit ihren Söhnen Albert und Ludwig, mit der Schwiegertochter Gerda und ihrem Enkel Alfred Flor (dem Sohn ihrer Tochter Elsa).

KAROLINE KAUFMANN, GEB. HESS, wurde am 27. Oktober 1868 in Birstein/Hessen geboren; sie war verheiratet mit Aron Kaufmann, aber schon seit 1915 Witwe.



Karoline Kaufmann mit Enkel Hans Flor (Foto: Privat)

verheiratet waren, mit ihren Familien lebten. Am 20. September 1950 ist sie gestorben.

Am 22. Oktober 1940 wurde Karoline Kaufmann mit ihren Söhnen und der Schwiegertochter nach Gurs deportiert. Die Familie lebte zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr in der Rohrbacher Straße, sondern in einem der sogenannten Judenhäuser in der Hauptstraße 136. Karoline Kaufmann wurde von Gurs aus in die Lager Récébédou und Noé verlegt. Seit 1944 lebte sie außerhalb der Lager in Frankreich. Genaueres ist nicht bekannt. Im Jahr 1946 konnte sie zurückkehren und lebte in Heidelberg, wo auch ihre beiden Töchter Elsa und Rosa, die mit nichtjüdischen Ehemännern

ALBERT KAUFMANN wurde am 4. Juni 1907 in Heidelberg geboren. Er erlernte den Beruf des Schneiders. In der Pogromnacht am 9. November 1938 wurde er verhaftet, nach Dachau verschleppt und dort bis zum 16. Dezember 1938 inhaftiert. Am 22. Oktober 1940 wurde er nach Gurs deportiert, von dort am 17. August 1942 über Paris/Drancy nach Auschwitz, und am 4. Dezember 1942 ist er dort ermordet worden.

LUDWIG KAUFMANN und *GERDA KAUFMANN, GEB. FLEISCHHACKER*, waren seit 1937 verheiratet. Sie wurde am 9. November 1913 in Hockenheim geboren, er am 24. März 1911 in Heidelberg. Ludwig Kaufmann machte eine kaufmännische Lehre und war danach u.a. in Mannheim und Ludwigshafen beschäftigt. Von 1933 bis 1936 war er Sekretär des Heidelberger Rabbiners Dr. Fritz Pinkuss, bis dieser auswanderte. Im gleichen Zeitraum war Gerda Kaufmann Hausangestellte in der Familie des Rabbiners. Beide bemühten sich intensiv um die Auswanderung, hatten wahrscheinlich sogar schon ein Affidavit (Bürgerschaftserklärung),



Albert Kaufmann (Foto: Privat)



Eheleute Ludwig und Gerda Kaufmann (Foto: Privat)

warteten mit gepackten Koffern auf die Erlaubnis zur Ausreise, aber es gelang ihnen nicht mehr zu entkommen. Am 22. Oktober 1940 wurden sie nach Gurs deportiert und von dort am 17. August 1942 über Paris/Drancy nach Auschwitz. Ihr genaues Todesdatum ist nicht bekannt, deshalb wurden sie zum 8. Mai 1945 für tot erklärt.

ALFRED FLOR, der Enkel Karoline Kaufmanns, wurde am 19. Oktober 1920 in Heidelberg geboren. Seine Mutter Elsa war mit einem nichtjüdischen Ehemann verheiratet, lebte daher in einer sogenannten Mischehe, was zunächst einen gewissen Schutz bedeutete. Alfred Flor wurde dennoch in der Pogromnacht am 9. November 1938 verhaftet, nach Dachau verschleppt und dort inhaftiert. Pfarrer Hermann Maas, zu dem die Familie Flor ein freundschaftliches Verhältnis hatte, erreichte seine Freilassung, weil er dafür bürgte, dass Alfred Flor Deutschland verlassen werde. Und im Dezember 1939 gelang es ihm schließlich, nachdem er zuvor verschiedene Formen der praktischen Berufsausbildung genutzt hatte, immer mit Hilfe von Pfarrer Maas.



Alfred Flor (Foto: Privat)

Fast ein Jahr dauerte es, bis er in Palästina ankam, und auch die Einreise dort verlief dramatisch. Die Briten hatten für die Einwanderung Quoten festgelegt, und diese waren zu diesem Zeitpunkt längst überschritten, so dass die Ankömmlinge nur als Schiffbrüchige an Land kommen durften.

Nach einer absichtlich herbeigeführten Explosion auf der „Patria“ konnten sich die Passagiere an Land retten. Nach 11 Monaten Internierung in einem britischen Lager schloss sich Alfred Flor einem Kibbuz an, später lebte er in Holon und Carmiel Habroshim.

Alfred Flor's Mutter Elsa (geb. 1901) und sein jüngerer Bruder Hans (geb. 1926) wurden am 15. Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert. Auch Rosa Heindlmeier (geb. 1899), die ältere Tochter Karoline Kaufmanns, und ihre 11-jährige Tochter Edith (geb. 1933) waren bei diesem Transport. Alle vier konnten im Juli 1945 nach einer wochenlangen Irrfahrt von Theresienstadt nach Heidelberg zurückkehren.

Karlsruher Straße 46, Heidelberg-Rohrbach

Käthe Seitz, geb. Brunnemer, geb. 12.2.1894 in Ludwigshafen, SPD-Mitglied, 1942 verhaftet, am 15.9.1942 wegen „Hochverrat“ in Stuttgart hingerichtet

Alfred Seitz, geb. 10.2.1903 in Mannheim, am 15.9.1942 in Stuttgart wegen „Hochverrat“ hingerichtet



Käthe Seitz (Foto: Privat)

KÄTHE SEITZ, GEB. BRUNNEMER, geboren am 12. Februar 1894, war Mitglied der SPD und politisch aktiv. Sie war in zweiter Ehe verheiratet mit *ALFRED SEITZ*, geboren am 10. Februar 1903. Sie wohnten in Rohrbach in der Karlsruher Straße 46, in der Nähe des Arbeitsplatzes von Alfred Seitz, der in der Thoraxklinik Rohrbach als Krankenpfleger arbeitete.

Käthe Seitz, geboren in Ludwigshafen, kam aus einer politischen Familie. Ihr Vater, Philipp Brunnemer, war der SPD schon 1890 beigetreten.

Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten 1933 wurden alle Parteien neben der NSDAP verboten. Es begann die Verhaftung zahlreicher Politiker, politisch anders denkende Menschen wurden bespitzelt und verfolgt. Vor

und SPD wurden in „Schutzhaft“ genommen. Trotz dieser Gefahr begannen sich Widerstandsgruppen zu bilden. In Mannheim war der Schriftsetzer Georg Lechleiter, KPD-Funktionär, bis 1933 Landtagsabgeordneter und 1935 aus dem KZ Dachau entlassen, ein führender Kopf des Widerstands. Schwerpunkt waren Betriebe wie Lanz, BBC, Daimler-Benz und andere Firmen. Albert Fritz, ein Wegbegleiter von Georg Lechleiter, hatte die Aufgabe, in seinem Heimatort Heidelberg Verbindungen zu Gesinnungsgenossen zu knüpfen und auch den Kontakt zur SPD zu suchen.

Käthe Seitz war 1918 in die SPD eingetreten und in den 20er Jahren in der Stadt Cleve (heu-

allem Mitglieder der KPD



Alfred Seitz (Foto: Privat)

te Kleve) Stadtverordnete der SPD gewesen. Sie und ihr Mann Alfred, der nicht Mitglied der SPD war, fanden in Heidelberg Kontakt zur „Lechleiter-Gruppe“ und beschlossen, an der Herausgabe einer Zeitung mitzuarbeiten. Wie aus einem Bericht von Emma Faulhaber, Ehefrau eines KPD-Mitglieds, hervorgeht, fand das entscheidende Gespräch am 22. Juni 1941 in Heidelberg in der Karlsruher Straße 46 zwischen Georg Lechleiter, Jakob Faulhaber, Gustav Süß und Käthe und Alfred Seitz statt. Der Name der Zeitung: Der Vorbote – Informations- und Kampforgan gegen den Hitlerfaschismus. Herausgeber: Kommunistische Partei.

Nach sehr langwierigen Vorbereitungen, denn diese mussten streng geheim erfolgen, und die Beschaffung von Matrizen, Farbe, Abzugsapparat usw. war äußerst schwierig, erschien die Zeitung im September 1941 das erste Mal in einer Auflage von 60 bis 70 Exemplaren, die sich mit zunehmender Verbreitung auf ca. 200 Exemplare erhöhte.

An der Herstellung der Zeitung waren u.a. beteiligt: Käthe Seitz erstellte die Matrizen in Heidelberg, den Transport der Manuskripte von Georg Lechleiter nach Heidelberg und den Rücktransport der fertigen Matrizen nach Mannheim erledigte Johann Kupka. Der damals 74-jährige Vater von Käthe Seitz, Philipp Brunnemer, installierte in seinem Keller in Mannheim einen Abzugsapparat. Jakob Faulhaber kümmerte sich u.a. um den Vertrieb, Georg Lechleiter war für den Gesamttext verantwortlich.

Vier Ausgaben der Zeitung erschienen im Herbst und Winter 1941. Die fünfte war für Ende Februar 1942 geplant, aber dazu kam es nicht mehr. Die Gestapo verhaftete am 26. Februar führende Köpfe der Organisation, einige Tage später wurden u.a. auch Käthe und Alfred Seitz verhaftet.

Am 14. Mai 1942 begann die Hauptverhandlung in der Strafsache Georg Lechleiter und andere wegen Vorbereitung zum Hochverrat vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofes im Mannheimer Gerichtsgebäude. Die Verhandlung führte der Vizepräsident des Volksgerichtshofes Karl Engert. Auf der Anklagebank saßen 14 Beschuldigte, einige waren in der Haft gefoltert und misshandelt worden. Der Prozess dauerte nur zwei Tage. Der Staatsanwalt forderte für zwölf Angeklagte die Todesstrafe, für zwei langjährige Haftstrafen. In der Anklageschrift vom 21. April 1942, die den Beschuldigten vor der Verhandlung nicht zur Kenntnis gegeben wurde, heißt es u.a.:

„Die Angeschuldigten haben, vor allem im Jahr 1941 seit dem Ausbruch des Krieges gegen Sowjetrußland, an dem Aufbau einer kommunistischen Organisation in Mannheim mitgewirkt. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit lag in der Herstellung und Verbreitung einer illegalen Druckschrift, des „Vorboten“. Außerdem wurde mit dem Aufbau kommunistischer Zellen in Mannheimer Betrieben begonnen.“¹

Während der Verhandlung versuchte Käthe Seitz ihren Mann zu entlasten und erklärte, ihr Mann habe von ihren politischen Aktivitäten nichts gewusst. Alfred Seitz dagegen stand zu seiner Frau und erklärte „mit fester Stimme, er habe

1 Max Oppenheimer: Der Fall Vorbote, S. 88

sein ganzes Leben mit seiner Ehefrau geteilt und wolle nun auch mit ihr in den Tod gehen.“²

Das Gericht ging über den Antrag der Staatsanwaltschaft hinaus und verkündete für alle 14 Angeklagten: Tod durch das Fallbeil.



Eheleute Seitz (Foto: Privat)

Nach dem Richterspruch wurden die 14 Widerstandskämpfer in das Stuttgarter Gerichtsgefängnis gebracht. Aus dem Gefängnis schrieb Käthe Seitz am 6. September 1942, acht Tage vor ihrer Hinrichtung, an ihre Tochter aus erster Ehe, Hilde Janssen:

„Geliebtes Kind, Deinen lieben Brief habe ich erhalten. Inzwischen bist Du vielleicht schon in Hagenau (Anm.: Zuchthaus Hagenau im Elsass). Du glaubst nicht, welcher wahnsinnigen Schmerz es mir bereitet, Dich, mein liebes, lebensstüchtiges und gutes Kind, dort zu wissen. Es muß mir für mich wie für Dich das Eine Trost sein, Du bist es nicht allein. Dein Schicksal teilst Du mit vielen, vielen. Es ist heute an der Tagesordnung und wenn sie alle erwischt würden, die auch die Meinung bzw. Lügen der anderen mal interessiert ...“.

Am Schluss des Briefes heißt es:

„Liebes, sei stark, wenn trotz menschlicher Werte es zum äußersten kommt, glaube mir, mein Lieb, mein Alles, Du, alles, auch das Leid, ist vergänglich. Und wenn wir uns doch noch wiedersehen, Herzlieb, so wird unser Glück unaussprechlich sein. Mein Lieb! Auf Wiedersehen. Innigst mein Lieb, Deine Mutti.“³

Ihre Tochter Hilde Janssen wurde ebenfalls von der Gestapo verfolgt und zu Zuchthaus verurteilt wegen „Abhörens feindlicher Sender“. Sie saß zum Zeitpunkt der Hinrichtung ihrer Mutter wahrscheinlich noch im Gefängnis in Mannheim. Sie verbüßte ihre Strafe im Zuchthaus Hagenau, konnte nach ihrer Freilassung aus dem Zuchthaus einer abermaligen Verhaftung entgehen, versteckte sich und überlebte den Krieg.

Am frühen Morgen des 15. Septembers 1942 wurden Käthe Seitz, ihr Mann Alfred und ihr Vater Philipp Brunnemer in Stuttgart hingerichtet.

² Max Oppenheimer: Der Fall Vorbote, S. 102

³ Ebd. S. 151–153

Bekanntmachung

Der 57jährige **Georg Lechleiter**, der 42jährige **Jakob Faulhaber**, der 47jährige **Rudolf Langendorf**, der 43jährige **Ludwig Moldrzyk**, der 36jährige **Anton Kurz**, der 39jährige **Eugen Sigrist**, der 75jährige **Philipp Brunnemer**, der 40jährige **Max Winterhalter**, der 46jährige **Robert Schmoll**, der 40jährige **Rudolf Maus** und der 55jährige **Daniel Selzinger**, alle aus Mannheim, ferner die 48jährige **Käthe Seitz** geb. Brunnemer und der 39jährige **Alfred Seitz** aus Heidelberg, sowie der 42jährige **Johann Kupka** aus Ivesheim, die der Volksgerichtshof am 15. Mai 1942 wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung, Zerfetzung der Wehrkraft und Verbreitens ausländischer Rundfunksendungen zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt hat, sind heute hingerichtet worden.

Berlin, den 15. September 1942.

Der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof

Quelle: Mannheimer Morgen, 22.7.2012

Dantestraße 24, Heidelberg-Weststadt

Dr. jur. Alfred Baer, geb. 30.10.1884 in Heidelberg, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, am 2.5.1941 im Lager Récébédou gest.

Klara Baer, geb. Deutsch, geb. 6.9.1895 in Mainz, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, am 31.8.1942 von Drancy nach Auschwitz, 1942 tot in Auschwitz

Doris Ellen Baer, geb. 21.10.1923 in Heidelberg, 1939 Kindertransport nach England

Hans Dieter Baer, geb.20.10.1926 in Heidelberg, 1939 Kindertransport nach Engand

Im Haus Dantestraße 24 (bis 1940 Kronprinzenstraße) wohnte seit 1935 die Familie Baer, die Eltern und zwei Kinder.

DR. JUR. ALFRED BAER wurde am 30. Oktober 1884 in Heidelberg geboren. Sein Vater war Kaufmann ebenda. Alfred machte das Abitur, studierte Jura und legte 1906 die erste juristische Staatsprüfung ab, 1910 die zweite. Er hat am Ersten Weltkrieg teilgenommen und war seit 1919 in Mannheim tätig, zuerst am Amtsgericht, dann am Landgericht. 1933 sollte er beurlaubt werden, nach dem Gesetz „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933; die Beurlaubung wurde aber zunächst zurückgenommen, weil er bereits vor dem 1. August 1914 verbeamtet worden war. Aber am 31. Dezember 1935 wurde der Landgerichtsrat Dr. Alfred Baer zwangsweise entlassen. Als „rechtskundiger Hilfsarbeiter“ durfte er noch (jetzt Dr. Alfred Israel Baer) für die jüdischen Gemeindemitglieder in seiner Wohnung tätig sein. So steht es in einer Verordnung des Polizeidirektors vom 29. August 1940, in der auch mitgeteilt wird, dass der Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg (Dr. Carl Neinhaus) „das Betreten der öffentlichen Anlagen ... den Juden verboten hat“.



Dr. jur. Alfred Baer (Foto: Privat)

Die Wohnung der Familie Baer wurde in der Pogromnacht vom 9. November 1938 verwüstet. Am 22. Oktober 1940 wurde Alfred Baer mit seiner Frau und den übrigen Heidelberger Juden (rund 300 Personen) nach Gurs deportiert, beide waren auch im Lager Récébédou. Dort ist Alfred Baer am 2. Mai 1941 gestorben.

KLARA BAER, GEB. DEUTSCH, wurde am 6. September 1895 in Mainz geboren. Seit 1921 war sie mit Alfred Baer verheiratet. Sie wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, von dort kam sie in das Lager Récébédou. Den Tod ihres Mannes konnte sie ihren Kindern noch in einem Brief mitteilen, doch am 31. August

1942 wurde sie über Paris/Drancy nach Auschwitz deportiert, wo sie wahrscheinlich am 10. September 1942 ermordet wurde.

DORIS ELLEN BAER, geboren am 21. Oktober 1923, und *HANS DIETER BAER*, geboren am 20. Oktober 1926, konnten gerettet werden. Sie kamen im März 1939 mit einem Kindertransport (wahrscheinlich mit dem Roten Kreuz) nach England. Beide hatten in Heidelberg bis zum November 1938 das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium besucht. Sie wurden dann von der Schule ausgeschlossen, weil es „keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zuge-
mutet werden (kann), an jüdische Kinder Unterricht zu erteilen“. „Auch versteht es sich von selbst, daß es für deutsche Schüler und Schülerinnen unerträglich ist, mit Juden in einem Klassenraum zu sitzen.“ So begründete der „Berliner Erlass“ vom 15. November 1938 aus dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung den Ausschluss aller noch verblieben jüdischen Schüler.

Doris Ellen Baer hat in England weiter die Schule besucht, wurde Krankenschwester und wanderte 1950 in die USA aus. Ihr Bruder besuchte in England ebenfalls die Schule, trat in die britische Armee ein und studierte danach Naturwissenschaften in Cambridge. Er lebt in der Nähe von London.

Exkurs: Hermann Maas, Helfer für die Verfolgten

1877 als Sohn und Enkel badischer Pfarrfamilien geboren, war Hermann Maas 1914–1943 Stadtpfarrer an der Heiliggeistkirche in Heidelberg. Von Kind auf mit Juden befreundet, pflegte er einen selbstverständlichen Umgang mit dem Judentum. Seit 1914 Mitglied des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen“, hatte er zahlreiche Verbindungen nach anderen europäischen Ländern, die er ab 1933 nutzte, um deutschen Juden ins Ausland zu verhelfen und jüdische Kinder nach England zu retten. 1933 erkundete er auf einer Studienreise nach Palästina die dortigen Lebensmöglichkeiten für seine jüdischen Freunde, trat dem Pfarrernotbund und der badischen Bekenntnisgemeinschaft bei. 1938 gründete er mit Heinrich Grüber, Berlin, die kirchliche Hilfsstelle für Nichtarier („Büro Grüber“).

Nach Kriegsbeginn 1939 von Auslandsreisen abgeschnitten, half er in Heidelberg mit einem Netz von Helfern und Helferinnen und mit listenreichem Taktieren, ständig von der Gestapo überwacht und verhört, den bedrängten Juden, bis er 1943 seines Amtes enthoben und noch im September 1944 67-jährig zur Zwangsarbeit ins Elsass geschickt wurde. Von dort gelang ihm bei Ankunft der Amerikaner im Oktober die Flucht nach Hause.

Nach dem Krieg setzte sich Maas als Vorsitzender eines Heidelberger Hilfskomitees für die Opfer des Nationalsozialismus ein. Er wurde als erster Deutscher 1950 vom Staat Israel zu einem Besuch eingeladen. 1967 wurde er mit der Verleihung der Yad Vashem Medaille der 36 Gerechten unter den Völkern in Jerusalem geehrt, in der Allee der Gerechten der Gedenkstätte wurde ein Johannesbrotbaum für ihn gepflanzt. Hermann Maas starb hochbetagt 1970.

Rohrbacher Straße 77a, Heidelberg-Weststadt

Adolf David Freund, geb. am 26.6.1887 in Sniatyn/Galizien/heute Ukraine, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, gest. 28.12.1940 in Gurs

Clara Freund, geb. Dornberger, geb. 11.11.1884 in Straßburg, 1940 Flucht in die USA, gest. 18.1.1980

Amalie Freund, geb. 13.1.1920 in Heidelberg, 1938 Flucht in die USA

Heinrich Freund, geb. 24.9.1925 in Heidelberg, 1940 Flucht in die USA, gefallen 25.12.1944

Im dritten Stock des Hauses Rohrbacher Straße 77a wohnte Familie Freund. Zur Familie Freund gehörten auch Michael Freund, der Vater Adolf Davids, seine zweite Ehefrau Gisela sowie Jeanette Dornberger, die Mutter von Clara Freund. Alle drei sind 1938 bzw. 1939 gestorben und sind auf dem Jüdischen Friedhof am Bergfriedhof in Heidelberg begraben.

ADOLF DAVID FREUND wurde am 26. Juni 1887 in Sniatyn/Galizien (das bis 1918 zu Österreich-Ungarn gehörte) geboren, als Sohn von Michael Freund (1861-1938) und Amalie Freund, geb. Funkenstein (1863-1913). Der Vater gründete 1899 einen Großhandel für Butter und Eier, den der Sohn später mit ihm gemeinsam führte. Auch ein Kolonialwarengeschäft, welches vor allem von Clara Freund geführt wurde, besaß die Familie. Beide Firmen mussten 1937 aufgegeben werden. Im Ersten Weltkrieg kämpfte Adolf David Freund als Soldat der österreichisch-ungarischen Armee. In der Pogromnacht vom 9. November 1938 wurde er verhaftet und vom 10. November bis 12. Dezember 1938 in Dachau inhaftiert.



Clara und Adolf David Freund (Foto: Privat)

Seine Frau Clara sowie Tochter Amalie und Sohn Heinrich konnten rechtzeitig in die USA emigrieren. Da er selbst aber in einer Region geboren worden war, die seit 1919 zu Polen gehörte, blieb ihm die Einreise in die USA – obwohl er im Besitz des notwendigen Affidavits (Bürgerschaftserklärung) war – verwehrt. Die

Quote für polnische Immigranten war sehr klein. Er musste von der Wohnung in der Rohrbacher Straße in ein sogenanntes Judenhaus in der Bunsenstraße 3 umziehen und wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert.

Zusammen mit dem Lehrer Hermann Durlacher schrieb er von dort einen Brief an seine auf der französischen Quote bereits nach New York emigrierte Frau mit der dringenden Bitte um Lebensmittel, warme Kleidung, Geld. Hermann Durlacher bittet im selben Brief seinen bereits in den USA lebenden Bruder dringend um Hilfe bei seiner eigenen Emigration.

Adolf David Freund verstarb am 28. Dezember 1940 im Lager Gurs.

CLARA FREUND, GEB. DORNBERGER, wurde am 11. November 1884 in Straßburg geboren. Sie heiratete 1917 Adolf David Freund und bekam zwei Kinder, die Tochter Amalie und den Sohn Heinrich. Bis zur erzwungenen Geschäftsaufgabe 1937 arbeitete sie als Kauffrau.

Im Januar 1940 konnte sie mit ihrem 14-jährigen Sohn Heinrich in die USA emigrieren. Durch ihren Geburtsort konnte sie von der französischen Quote profitieren. Bis zu ihrem Tod am 18. Januar 1980 lebte sie in New York. Ihr Enkel Martin Blatt schrieb über sie:

„Clara Freund, my Oma, was a wonderful woman, strong, deeply caring, generous and never embittered.“ (Martin Blatt: Holocaust Remembrance and Heidelberg)

AMALIE FREUND wurde am 13. Januar 1920 in Heidelberg geboren, als Tochter von Clara und Adolf David Freund. Ihre Grundschulzeit verbrachte sie in der Landhausschule, und von 1930 bis 1936 war sie Schülerin der Mädchenrealschule in der Plöck (heute Hölderlingymnasium). Nachdem sie an dieser Schule nicht mehr bleiben konnte, besuchte sie bis 1938 Vorbereitungskurse zur Auswanderung in Berlin.

Im August 1938 verließ sie - allein und erst 18 Jahre alt - Nazideutschland und emigrierte über Frankreich in die USA. Dort absolvierte sie eine Ausbildung zur Krankenschwester und ab 1946 ein Universitätsstudium zur Erlangung des Public Health Certificate. Seit ihrer Heirat trägt sie den

Namen Molly Blatt. Sie lebte bis 2007 in Brooklyn/New York und jetzt in Brookline/Massachusetts.



Amalie Freund, verh. Molly Blatt (Foto: Privat)

Mit ihrem Sohn Martin kam sie – und viele andere ehemalige jüdische Heidelberger – im September 2001 für eine Woche auf Einladung der Stadt nach Heidelberg, nachdem ihr Sohn darauf gedrängt hatte, diese Einladung anzunehmen. Jahre zuvor war sie bei einer Europareise zusammen mit ihrem Mann nur einen Tag in Heidelberg gewesen.

Unter den eingeladenen jüdischen Gästen aus aller Welt traf sie nun Freundinnen aus ihrer Kindheit und Jugend. Sie zeigte ihrem Sohn begeistert die Schönheiten einer Stadt, die zu verlassen sie sich gezwungen gesehen hatte. Sie führte als Zeitzeugin Gespräche mit Schülern und Lehrern und hätte dies gern noch öfter getan. Und sie wagte es schließlich auch, die ehemalige Wohnung ihrer Familie in der Rohrbacher Straße 77a aufzusuchen. Martin Blatt schrieb in seinem Bericht über diesen Besuch in Heidelberg:

„For my mother and for many of the former Jewish citizens the principal feelings of this visit were nostalgia and ambivalence. My mother was not at all isolated in experiencing this trip as a visit, not a return to a hometown. Home for these Jews was the United States or Israel or Brazil and Germany could never be thought of in that way. Yet, here they were in the city of their birth and childhood. This led to a kind of emotional roller coaster.“

HEINRICH FREUND wurde am 24. September 1925 in Heidelberg geboren, als Sohn von Clara und Adolf David Freund. Von 1935 bis 1939 war er einer der Schüler in der sogenannten Judenklasse, die von Hermann Durlacher unterrichtet wurde, zunächst innerhalb der Pestalozzischule und zuletzt in der Bunsenstraße 3.

Im Januar 1940 kam Heinrich Freund mit seiner Mutter nach New York. Später trat er in die US-Armee ein. Tragischerweise verlor er am 25. Dezember 1944, erst 19-jährig, sein Leben, als der Truppentransporter, auf dem er sich befand, im Ärmelkanal von einer Mine getroffen wurde:

„Henry died aboard a troop transport sunk by a mine; his ship was carrying reinforcements to the Battle of Bulge (Ardennenoffensive).“ (Martin Blatt: Holocaust Remembrance and Heidelberg).



Heinrich Freund (Foto: Privat)

Kaiserstraße 42, Heidelberg-Weststadt

Hermann Böning, geb. 1894 in Heidelberg, KPD-Mitglied, seit 1933
Zuchthaus Karlsruhe, Bruchsal, Ludwigsburg, ungeklärter Tod 2.10.1939

HERMANN BÖNING wuchs zusammen mit zwei jüngeren Brüdern in der mit dem Bahnbau Mannheim-Heidelberg 1840 sich entwickelnden Heidelberger Weststadt auf. Der Vater, Franz Böning, war als Kupferschmied bei der Bahn beschäftigt. Nach 8 Jahren Volksschule wurde Hermann Böning Schlosser und 1912, nach dem Tod des gerade 49 Jahre alten Vaters, meldete er sich als Freiwilliger in ein preußisches Eisenbahn-Regiment in Hanau. Den Ersten Weltkrieg machte er in voller Länge mit; am Ende hatte er sich eine schwere Malariaerkrankung eingefangen. Danach ging er zur Reichsbahn und wurde Lokomotivführer.

1919 trat er dem Spartakusbund bei, 1920 der KPD. 1923, im Krisenjahr, wurde er in den Heidelberger Stadtrat gewählt. Wegen Organisation einer verbotenen Demonstration am 6. Dezember 1923 erhielt er im Januar 1924 eine 6-monatige Gefängnisstrafe. Darauf folgte 1924 Berufsverbot und Verlust des Stadtratsamts. In den nächsten Jahren war er politisch und gewerkschaftlich im Heidelberg-Mannheimer Raum tätig. Bis 1929 arbeitete er zeitweise als Notstandsarbeiter und betätigte sich auch als Werber für die Mannheimer Arbeiterzeitung. 1929 wurde Hermann Böning für die KPD in den badischen Landtag gewählt. Nachdem er parallel in der KPD-Unterbezirksleitung in Karlsruhe arbeitete, lebte er auch in Karlsruhe und wurde 1930 in den Karlsruher Stadtrat gewählt. Mehrmals wurde er wegen verschiedener Übertretungen von Notstandsverordnungen, wie Versammlungs- und Demonstrationsverbot, sowie wegen Beteiligung an einer gewalttätigen Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialisten und KPD-Anhängern zu Gefängnisstrafen verurteilt.



Hermann Böning (Foto: Privat)

Im Frühjahr 1932 wechselte er auf Anordnung der Bezirksleitung der KPD in Mannheim als Instruktor in den Unterbezirk Lörrach-Waldshut. Als Anfang 1933 die Machtübertragung an die Nazis anstand, bemühte er sich, dies durch Aufrufe zur Erhebung der Werktätigen, nach Generalstreik und nach Zusammenschluss der Arbeiterparteien zu verhindern.

In der Folge des Reichstagsbrands vom 28. Februar 1933 wurde die KPD faktisch verboten. Hermann Böning versuchte, die politische Arbeit aus der Illegalität aufrechtzuerhalten. Er verlegte seinen Aufenthalt nach Basel. Von der Schweiz aus wollte er den politischen Zusammenhalt der Partei in Oberbaden erhalten, um weiter gegen den sich etablierenden Nationalsozialismus zu kämpfen. Dazu ging er vielfach mit falschen Papieren, heimlich und zum Teil verändertem Äußeren von der Schweiz hinüber in die nun feindliche Heimat, nach Waldshut, Singen, Freiburg, Kirchzarten, Villingen und Konstanz. In Gesprächen und Beratungen mit Einzelnen und Zellen und mit Hilfe von Packen geschmuggelter Flugblätter versuchte er, Widerstand zu organisieren. Am 5. August 1933 wurde er bei einer geplanten Zusammenkunft mit seiner Lebensgefährtin Maria Schnepf in der Nähe von Ettlingen festgenommen.

Im Bezirksgefängnis Karlsruhe musste er 15 Monate auf den Prozess warten. Mittwoch, den 30. Januar 1935, begann das Verfahren vor dem zweiten Strafsenat des Oberlandesgerichts in Karlsruhe. Vier Tage später, am 2. Februar, verkündete der Vorsitzende, OLG-Rat Kuttruff, „im Namen des Deutschen Volkes“ das Urteil: „Wegen Vorbereitung zum Hochverrat ... in Tateinheit mit Urkundenfälschung“ eine „Zuchthausstrafe von 6 Jahren“, abzüglich „1 Jahr 3 Monate Untersuchungshaft“ nebst „Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre“. Am 8. Februar 1935 wurde er im Männerzuchthaus Bruchsal inhaftiert.

„Der gewissenlose Hetzer Böning vor Gericht“ titelte eine Karlsruher Zeitung am 13. Februar 1935 und schrieb bedauernd, dass man Böning zwar leider nicht wegen „vollendeten Hochverrats“ hatte verurteilen können; aber der Nachweis der „Verbreitung von zu ... hochverräterischen Handlungen auffordernden Schriften“ sowie die „Vorbereitung zum Hochverrat“ nach § 86 RStGB in Verbindung mit Urkundenfälschung (Böning hatte eine Fahrkarte mit einem anderen Namen versehen) hätten „ausgereicht“, um einen „gefährlichen Staatsfeind und gehässigen Gegner des nationalsozialistischen Staats für die nächsten Jahre unschädlich“ zu machen. Kaum war Hermann Böning im Zuchthaus, traf die Weisung des Geheimen Staatspolizeiamts Karlsruhe vom 13. April 1935 ein: „Der wegen Hochverrats im Männerzuchthaus Bruchsal inhaftierte kommunistische Funktionär Hermann Böning aus Heidelberg ist in Schutzhaft zu nehmen, sobald seine Strafe verbüßt oder erlassen ist ...“

Ca. ein Jahr später, am 23. März 1936, versetzte, wie formuliert wird, das Zuchthaus Bruchsal Hermann Böning „zur Entlastung des Männerzuchthaus Bruchsal“ in das Zuchthaus Ludwigsburg, konkret in die „Zweiganstalt Hohenasperg“, den Höllenbuckel, hinter dessen Mauern so viele bedeutende Menschen eingekerkert hatten leiden müssen, die gegen ihre jeweilige Staatsmacht sich widerständig gezeigt hatten. Seine Brüder wie auch Maria Schnepf, seine Lebensgefährtin, kümmerten sich um ihn. Und er plante für die Zeit nach der Haft, obwohl ihm die Schutzhaft-Weisung bekannt war; er hoffte, dass sie bei guter Führung aufgehoben werde. Mitte 1937 ließ er sich in die „Abteilung Korbmacherei“ verlegen, „im Hinblick auf (meine) spätere Existenz“, wie er schrieb. Er wollte die Gesellenprüfung in diesem Handwerk absolvieren und erklärte, er werde sich „nie mehr politisch betätigen“.

Seine Überlegungen und Absichten wurden durch keine Realität außerhalb des Zuchthauses mehr überprüfbar oder beantwortet: Genau 30 Tage vor seiner Entlassung, am 2. Oktober 1939, starb Hermann Böning. Die Akten besagen, es sei ein tödlicher Unfall geschehen; bei der Abfahrt des „anstaltseigenen Lastwagens“ vom Hohenasperg nach Asperg hinunter sei die Geschwindigkeit des Lkw nicht mehr zu kontrollieren gewesen; der „hintere Anhänger“, auf dem Hermann Böning mitfuhr, sei „beim Löwentor“ an die Wand geprallt, wodurch Hermann Böning wie auch weitere mitfahrende Häftlinge heruntergeschleudert worden seien; er habe dabei tödliche Verletzungen erlitten. Nach der amtlichen Untersuchung: Tod durch Schädelbruch. Soweit die amtliche Version, an der aber durchaus Zweifel bestehen.

Der Mutter Jakobine Böning, die seit Ende 1935 nicht mehr in der Kaiserstraße 42 in der Weststadt, sondern in der Schröderstraße 9 in Neuenheim wohnte, ging nachmittags am Todestag um 14:45 Uhr ein lapidares Telegramm zu: „Sohn Hermann heute tödlich verunglückt. Sofort kommen betr. Beerdigung. Zuchthaus“. Vermutlich am Nachmittag des 4. Oktober 1939 wurde Hermann Böning, vermutlich in Hohenasperg, im Beisein der Mutter und Brüder mit Familien (ob Maria Schnepf und die gemeinsame Tochter Berta dabei waren, ist nicht feststellbar) beerdigt.

Nach Abzug der Beerdigungskosten von 78,00 RM verblieben von der Arbeitsbelohnung von 134,99 RM, die sich Hermann Böning in drei Jahren „ermalocht“ hatte, ein Rest von 56,99 RM, die an die Mutter ausbezahlt wurden. Der „Vorstand“ des Zuchthauses kam zu der Auffassung, dass dem Toten keine Rente zu „gewähren sei“, da er „auch in der Freiheit seinen Angehörigen offenbar keinen Unterhalt gewährt“ habe und er „keine entschädigungsberechtigten Angehörigen hinterlässt“.

Wie das Leben von Hermann Böning nach der Haftzeit geworden wäre, das wissen wir nicht. Seine Pläne: Heirat mit Maria Schnepf, Anerkennung von deren Tochter Berta als seine leibliche Tochter, Arbeit, möglicherweise gemeinsam mit seinem Bruder Franz auf eigener Hühnerfarm, auf jeden Fall ohne politische Aktivitäten – so immerhin seine mehrfachen Einlassungen, das wären unerfüllte Wunschträume geblieben; es wäre anders gekommen. Mehrfach enthalten die Akten den Hinweis auf die an die Haft sich anschließende Schutzhaft; er wurde trotz (oder gerade wegen) verschiedener anderslautender Erklärungen immerzu als „fanatischer Kommunist“ eingeschätzt. Noch die schriftliche Nachricht aus Hohenasperg an die Geheime Staatspolizeileitstelle Karlsruhe über den tödlich verunglückten „Zuchthausgefangenen“ vom Tag des Todes schließt mit der bezeichnenden Bemerkung: nach der für 2. November 1939 vorgesehen Entlassung sei „Überhaft zwecks Übernahme in Schutzhaft vorgemerkt“ gewesen.